

Die Welt im Radio

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Film und Radio mit Fernsehen**

Band (Jahr): **8 (1956)**

Heft 19

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Für Sie gehört

Genügt das «Miteinander-Reden»?

ZS. Es gibt auch bei uns noch viele Leute, die glauben, die Weltgeschichte würde einen andern Verlauf nehmen und alles würde noch gut, wenn bloß kluge Vertreter ihrer Völker miteinander reden wollten. Besonders in Amerika sind solche und ähnliche Gedanken weit verbreitet und finden immer wieder Anklang. In einer amerikanischen Kurzwellensendung wurde kürzlich über ein Ereignis berichtet, welches sich in aller Stille abspielte, aber einen wesentlichen Beitrag zu dieser Frage darstellt.

Ein amerikanischer Selfmademan, Cyrus Eaton, vom armen Cowboy zum Multimillionär aufgestiegen, vermochte nicht zu glauben, daß es auf der Welt Differenzen gäbe, welche nicht durch vernünftige Besprechungen zwischen maßgebenden Männern aus der Welt geschafft werden könnten. Lösungen mußten sich in allen, selbst den schwersten Fällen, finden lassen; schließlich war doch Gottes Schöpfung auf Harmonie abgestellt. Also lud er auf seine Kosten führende Männer aus streitenden Lagern nach Pugwash, einem kleinen Fischerort in Neuschottland, an seinen Tisch für zwei Wochen, um gemeinsame Lösungen zu suchen. Kommunisten und Anti-Kommunisten, Juden und Araber wurden geladen. Im Hintergrund warf die Suez-Krise bereits ihren Schatten.

Aus Peking erschien der immer lächelnde Dr. Tuang-Sheng, Präsident des rot-chinesischen Institutes für Politik und Recht, aus Jerusalem Dr. Leo Kohn, politischer Experte des jüdischen Ministeriums des Auswärtigen, aus Moskau Alex. M. Samarin, Prof. an der Akademie für Metallurgie, als West-Europäer der in Amerika lebende deutsche alt Reichskanzler Dr. Heinrich Brüning, ehemals Führer der katholischen Zentrumspartei der Weimarer Republik, ferner M. Khaddury, Rechtsgelehrter aus Irak, dazu noch andere, bei uns weniger bekannte Fachleute aus Amerika, England und Kanada.

In seiner Eröffnungsansprache suchte Eaton dem Ganzen einen kameradschaftlichen Charakter zu geben. «Es ist Zeit, daß Männer mit gesundem Menschenverstand zusammensitzen und einige Kompromisse ausarbeiten. Krieg ist kein Ruhm und gibt keine Lösungen. Vom freiheitlichen Standpunkt aus gesehen, enthält er nichts Brauchbares, und vom Wirtschaftlichen her ist er schreckenerregend. Darum sollen einsichtige Männer zusammensitzen und miteinander reden.»

Aber der herbeizitierte Kameradschaftsgeist ließ sich nicht kommandieren. Kaum war die Diskussion eröffnet, als sich Khaddury und Dr. Kohn mit großem Lärm an den Kragen fuhren. Das ganze arabisch-jüdische Verhältnis kam aufs Tapet, und es hagelte gegenseitige Beschuldigungen in glühend-heißer Atmosphäre. Ein jeder machte den andern für Ausschreitungen von Extremisten verantwortlich und unterschob ihm die schlimmsten Absichten. Der Präsident verlor bald die Herrschaft über die Sitzungen, und die Streitenden kümmerten sich nicht mehr um ihn. Der Versuch, andere Traktanden zur Behandlung zu bringen, scheiterte kläglich. Die Beschränkung der Redezeit auf sechs Minuten konnte nicht hindern, daß ein jeder jeweils eine Stunde mit Worten raste. Die Kommunisten verhielten sich gänzlich schweigend; die Westlichen versuchten, dem Präsidenten zu helfen, erreichten aber auch nichts.

Nach drei Tagen derartiger «Verhandlungen» ordnete der Gastgeber den vorläufigen Abbruch der Diskussionen an und lud seine Gäste zu einer gemütlichen Bootfahrt auf dem Flusse ein. Das schien vorerst einige Beruhigung zu bringen. Es wurden Hoffnungen laut, daß doch Kompromisse gefunden werden können. Aber bald erwies es sich wieder als unmöglich. Die Zuspitzung der Suez-Kanal-Angelegenheit genügte allein schon, die Gruppen hoffnungslos zu trennen. Ohne nennenswerte Ergebnisse gingen die Teilnehmer auseinander.

Es wird allgemein zu einem weltgeschichtlichen Problem, wie starrköpfige Fanatiker, welche Macht hinter sich sammeln konnten und deshalb gefährlich werden können, zu behandeln sind. Nur mit gutem Willen, freundlichem Zureden und noch so überzeugenden moralischen Demonstrationen ist jedenfalls bei ihnen nicht viel auszurichten.

Was denkt der Durchschnittsrusse vom Westen?

ZS. In einer letzten Sendung über den Osten hat Harari im britischen Rundspruch russische Äußerungen über den Westen von der Straße gesammelt. Es war nicht immer leicht, denn die russische Regierung hat anscheinend noch immer keinen endgültigen Beschluß darüber gefaßt, ob der Kontakt zwischen Fremden und Russen erwünscht sei oder nicht. Jedenfalls sind die Schwierigkeiten für den Fremden die-

sen Frühling wieder größer geworden als im letzten Herbst. Offiziell wird die «offene Türe» proklamiert, aber sobald einer der fremden Gäste russisch spricht, muß er heute wieder mit Schwierigkeiten rechnen. Russen, die sich mit ihm in Gespräche einlassen, riskieren eine Polizeiuntersuchung gegen sich. Der sprichwörtliche Mann in der Lederjacke pflegt bald aufzutauchen, und den russisch sprechenden Gast auszufragen, worüber er mit Bürgern geredet habe. Besonders gefährlich ist es, mit Russen in einem separaten Raum zusammensitzen. Nach der Befragung führt die Lederjacke dann den Fremden heim zu seinem Hotel oder zur Reiseagentur der Intourist, und dieser erhält keine Einladungen zu Besichtigungen mehr. Konflikte mit Beamten sind schwierig zu lösen, denn die «Intourist» behält die Pässe zurück, so daß der Fremde Mühe hat, sich gehörig auszuweisen.

Trotzdem sind noch manche Möglichkeiten vorhanden, sich mit Eingeborenen zu verständigen, wobei sich bei aller Zufälligkeit immer wieder interessante Einblicke ergeben. Als ein Taxi-Chauffeur die ausweichende Antwort bekam, einige Dinge seien im Auslande besser und andere weniger gut als in Rußland, erwiderte er: «Ach, führen Sie mich doch nicht hinter Licht. Wir wissen sehr wohl, daß die Leute draußen viel besser leben.» Eine Hausfrau wollte nicht glauben, daß ihr gutes, schwarzes Bauernbrot schmackhafter als englisches Durchschnittsbrot sei. «Alles, was draußen gemacht wird, ist besser als hier.» Andererseits erklärte ein Intellektueller: «Ich war in Paris, London und New York. Ich habe viele Dinge bewundert und es ist wahr, die Leute dort leben besser als wir. Wir hatten viel weiter hinten anzufangen. Doch brachte es mich in keine Versuchung. Es gab da gewisse Dinge, die scheußlichen, farbigen Bildchen-Zeitungen (Comic-strips), die Gangster-Filme, die Völlerei in den Wirtschaften, die Inserate. Die Kinder sehen und hören doch das alles, und es genügt, z. B. die erste Liebesgeschichte eines jungen Mannes zu verderben.» Eine gut erzogene junge Frau wollte wissen: «Aber bekommen Sie denn keine Schwierigkeiten, wenn Sie sich mit Russen anfreunden? Ach, ich vergaß, Sie leben ja in der Freiheit.» Ein Konsomol-Mädchen erklärte. «Wir nehmen alle lebendigen Anteil am Aufbau einer neuen Welt. Niemand im Westen kann so etwas nachfühlen.» Ein Passant, nach dem Wege befragt, wollte wissen: «Warum wollen Eure Führer Krieg mit uns? Warum durften Bulganin und Krustschew nicht mit gewöhnlichen englischen Leuten sprechen?» Ein Zwölfjähriger fragte, ob es wahr sei, daß Amerika mehr militärische Basen auswärts besitze denn im eigenen Lande? Befragt, was er sagen würde, wenn man ihm die gleiche Frage über Rußland vorlegen würde, erwiderte er: «Die Sowjet-Union hat keine Basen.»

Schon vor der Revolution 1917 waren die Russen immer mißtrauisch gegen den Westen und gleichzeitig von reformerischem Missions-Eifer erfüllt. Der Kommunismus hat diese Eigenschaft noch verschärft, und die katastrophale Hitler-Politik gegen das russische Volk in den besetzten Gebieten scheint den Russen der unwiderlegbare Beweis dafür, daß der Westen sie verderben wolle. Die Kenntnisse, die sich russische Truppen von fremden Ländern im Kriege aneignen konnten, wurden nach Möglichkeit unterdrückt, was allerdings nicht ganz gelang. Jedenfalls ist der Durchschnittsrusse überaus begierig, von Fremden die Wahrheit zu erfahren. Sie wollen genau wissen, welche Rechte ein westlicher Bürger hat, welche Bequemlichkeiten vorhanden sind, Wasser, Gas, Strom, Kinos, Theater, Gleichheit, Preise und Löhne. Das Leben im Auslande scheint ihnen im allgemeinen doch sehr beneidenswert. Ueberraschend zeigt sich etwas anderes: Daß der Durchschnittsbürger kein großes Interesse am System zeigt. «Was zählt, ist nicht Kommunismus oder Sozialismus oder Kapitalismus. Was zählt, ist, daß der Mensch leben soll. Und wir können mit unsern Löhnen nicht leben.» Das hörte man immer wieder. Was sie bedrückt, ist die schwere Besteuerung des niedern Einkommens, die tiefen Löhne, die teuren Lebensmittel, das endlose, endlose Anstehen vor den Läden, die Schabigheit und der Mangel an Konsumgütern, der ungeheuerliche Wohnungsmangel mit der Ueberfüllung aller Räume, und die bitter gehaßte, korrupte Bande der Kollektiv-Bauern. Sie treiben die Russen trotz aller Warnungen und Versuche, ihn auf dem Lande zu behalten, in die Stadt. Dazu kommen noch die schweren, ungläublichen Tragödien während der blutigen Terror-Jahre und des Krieges. Sie wollen auch nicht recht mit der Sprache herausrücken, ob denn die Verhältnisse denn jetzt nicht doch etwas besser geworden seien. «Etwas schon», ist die vorsichtige Antwort. «Vor zwei Jahren hätten wir alle diese Dinge nicht sagen können und hätten mit einem Fremden überhaupt nicht gesprochen.» Eine Spur ist das Leben heute leichter, aber auch die Unzufriedenheit bekommt dadurch freiere Bahn. Der Staat ist für sie eine entsetzliche Last. Als ihnen erklärt wurde, daß auch England sehr hohe Steuern, jedenfalls für die Begüterten, eingeführt habe, was ebenfalls eine Art sozialer Revolution bewirkte, zeigten sie sich nicht im mindesten erfreut: «Ach, da verfliegt wieder eine andere

Illusion. Da hat ja anscheinend auch im alten England der Staat den Leuten seinen Würgegriff um den Hals gelegt.»

Durchgehend ist allerdings der Wunsch nach Frieden. «Die Situation kann etwas besser werden, sofern kein Krieg kommt», hört man oft. Eine Regierung, die im Verdacht stünde, fremde Länder anzugreifen zu wollen, geriete in ernsthafte Gefahr. Es ist aber Moskau anscheinend weitgehend gelungen, den Westen als Angreifer und sich selbst als völlig friedlich glaubhaft zu machen.

Von Frau zu Frau

Keine so wie wir

EB. «Ich habe mich erkundigt über sie; alles lacht über sie.» Das war der Ausspruch einer Frau, die als großzügig und aufgeschlossen gilt. Wie wird dann wohl das Urteil anderer sein?

Und um wen geht es? Um eine Amerikanerin, die es durch ihre Ehe in die Innerschweiz verschlagen hat. Sie ist notabene Protestantin, was das «Unglück» noch erhöhen mag. Äußerlich wirkt sie tatsächlich etwas exaltiert, und sie hat ein ausgesprochen eigenartiges Gebaren. Man weiß auf den ersten Blick nicht, spielt sie Theater, macht sie sich lustig oder ist sie einfach «anders», unvergleichbar. Um es amerikanisch auszudrücken: Man ist ein wenig «puzzled», wenn man sie zum erstenmal trifft. «Alles lacht über sie.»

Und wer ist sie wirklich? Sie führt in einem alten Hause den Haushalt ganz allein. Sie hat ihr Heim angefüllt mit lustigen und wohnlichen Ideen. Die Küche — alles andere als eine amerikanische «Super-Küche» — ist zu einem persönlichen Bijou geworden. Die häßlichen Röhren darin wurden blau und grün angemalt, die Fensternische satt karminrot. Auf dem Kühlschrank steht eine Maske mit Bastzöpfen, an der Wand hängt eine bunte Ausstellung von Helgen aus Magazinen, fröhlich und unbekümmert, leicht auswechselbar, wenn einem der Sinn nach andern steht.

In einem Arbeitszimmer liegen gerade bunte Stoffe, die zu hübschen Arbeitskleidern verarbeitet werden, billig und adrett. Im selben Arbeitszimmer steht ein Registraturschrank mit einer Haushalt-Dokumentation.

Im Wohnzimmer steht ein Cello — pflegen denn Amerikanerinnen Hausmusik? Es paßt so gar nicht zum Bild, das man sich machte. Und daneben steht ein Gobelin-Rahmen. Und an der Wand hängt ein riesiger Quilt, von der Urgroßmutter geerbt. Also auch Tradition? Hüteten wir nicht als Einzige die Tradition? Drüben wissen sie doch nichts davon, drüben sind sie erst gestern halbwild in die Urwälder gezogen.

Meine belächelte Amerikanerin hat mir eine schriftliche Arbeit gezeigt, die sie in den letzten Monaten im Auftrage eines Reklameberaters geschrieben hat. Sie freut sich daran. Sie hat mir erzählt, daß sie ihren ersten «Damentee» hinter sich habe. Sie wisse eben nicht, wie man das hierzulande zu machen pflege, aber man müsse doch freundlich sein und sich in die Gemeinschaft einfügen. Sie habe den Damen gesagt, sie wisse nicht, ob sie einander gernhaben, aber sie sollten.

Sie sollten. Wir sollten. Und was tun wir? Da ist eine junge Frau zu uns gekommen; sie ist anders als wir. Und alles, was wir zu tun wissen, ist, sie naserümpfend abzulehnen. Wir könnten viel lernen von ihr. Sie versteht ihren Haushalt zu führen, auf andere Weise als wir. Ich möchte nicht behaupten, daß ihre Weise besser sei, aber sicher ist sie anregend. Die Frau hat Kultur — wie manche unter den Lächelnden hat die ihre verloren und begraben! Und sie hat den Willen, sich einzupassen und auch in der Gesellschaft sich angenehm zu machen.

Warum reagieren wir nur so? Ist es ein eingefleischtes Mißtrauen gegenüber allem «andern»? Ist es Neid, weil wir uns selbst minderwertig finden gegenüber diesem «andern»? Oder reagieren wir so, weil wir eigentlich gerne aus unserer schwerfälligeren Haut heraus möchten und nicht können? Ist es eher ein Unzufriedensein mit uns selbst?

Es mag alles miteinander und anderes dazu sein. Aber es ist auf jeden Fall ein Alarmzeichen. Inbrünstig hoffe ich, daß nicht wir und unser Denken rund um unsere junge Amerikanerin die Oberhand gewinnen möge, sondern sie und ihr Anderssein. Wir würden eine große Verantwortung auf uns nehmen, wenn wir es zustande brächten, all diesen guten Willen zu brechen, die Frohmüt einzusperren, die Ideen zu zertreten. Lassen wir uns doch ansprechen und anregen. Es ist immer noch ein großer Unterschied zwischen einer Anregung und einem Amerikafimmel.

Es ist übrigens sonderbar, wie heftig auch viele unserer Männer gegen «die» Amerikanerin im allgemeinen reagieren. Sie kann nicht kochen, sie geht dem Vergnügen nach, und der Mann muß zu Hause abtrocknen. Das ist so etwa das Bild. Sonderbarerweise entspricht es überhaupt nicht. Mit Ausnahme vielleicht des Abtrocknens. Nur *muß* es der Mann nicht tun — er tut's ...

Abgesehen davon: Man braucht ja nicht nur von Amerikanerinnen zu sprechen, auch andere Nationalitäten kommen natürlich an uns

nicht heran, oder wir brauchen uns zum mindesten nicht die Mühe zu nehmen, ihre Eigenart näher kennenzulernen. Wir, die Auserwählten. Dabei hätten wir tatsächlich auch eine Menge gute Eigenschaften, es gäbe keinen Einbahnverkehr — wenn wir nur endlich diesen Dünkel und diese Abwehr aufgeben wollten.

Die Stimme der Jungen

«Nacht und Nebel» — Eine Mahnung, nicht zu vergessen

chb. Elf Jahre, nachdem der Zweite Weltkrieg zu Ende gegangen ist, haben französische Filmschaffende den Versuch gewagt, das Vorhandensein und den Betrieb der deutschen Konzentrationslager in einem Film zu gestalten. Unter der Mithilfe zahlreicher Institutionen, welche authentisches Photo- und Filmmaterial zur Verfügung stellten und die Dreharbeiten überwachten, suchten Alain Resnais (Regie) und Jean Cayrol (Drehbuch) jenes grausige Massenmorden der wachsenden Gefahr des Vergessenwerdens zu entreißen. Es ist ihnen gelungen, ihrem filmischen Dokument «Nuit et brouillard» eine Gestalt zu verleihen, in der kein Mittel unversucht bleibt, den Zuschauer aus der Gleichgültigkeit, die ihn diesem Thema gegenüber bereits wieder erfaßt hat, aufzurütteln. Aber sie tun es weder indem sie, als Franzosen, mit den Gefühlen des Hasses und der Anklage das heutige Deutschland zur Rechenschaft ziehen wollen, noch indem sie die durch das Thema bedingte Brutalität und Grausamkeit einzelner Bilder und Szenen ausschachten, um ein von übermäßiger Sensationslust und Nervenkitzel abgestumpftes Publikum aufzureizen. Die seit jenen Geschehnissen vergangenen Jahre haben diejenigen, welche nicht einfach vergessen wollten, in ihrer Besinnung weitergebracht. Nationale Verschiedenheiten und politische Beweggründe sind für diesen Film bedeutungslos geworden. Der Film zeigt, was Menschen ihren Mitmenschen angetan haben, wie weit die Entwürdigung des Menschen getrieben werden kann und wo sie endet — für die Opfer und für ihre Henker.

So lange die Kamera das verlassen Gelände und die zerfallenden Gebäude der Konzentrationslager aufnimmt, wie sie heute aussehen, ist der Film farbig; aber wie sie hinabtaucht in die wiedergeweckte Erinnerung sind die zarten Farben verschwunden. Und die Originalaufnahmen jenes von Menschen für Ihresgleichen bereiteten Infernos gipfeln in grell schwarz-weiß gehaltenen Tönen des Bulldozers, der die unmenschlich entstellten und geschändeten Leichen in ein Massengrab schaufelt. Die Furchtbarkeit und die Ausmaße der Ereignisse, die sich damals abgespielt haben und die ihm hier mit aller Eindringlichkeit vor Augen gebracht werden, lassen den Zuschauer die einmal gewonnene Distanz verlieren. Ihn bis in sein Innerstes zu erschüttern, hat sich der Film zur Aufgabe gestellt, denn jeder, der diesen Film sieht, macht es dafür verantwortlich, daß sich diese mit Worten allein nicht zu schildernde Tragödie nicht wiederhole.

Das Anliegen, welches der Film verfolgt und die äußere Form, in welche er seine Botschaft kleidet, berechtigen zur Frage nach Art und Weise der Auswertung dieses so ungewöhnlichen Werkes. Auf Intervention der Regierung der westdeutschen Bundesrepublik wurde der Film vom Festival in Cannes zurückgezogen, wogegen ihn die Berliner Filmfestspiele zeigten. Deutlich wird damit die Schwierigkeit, die Stellung dieses Filmes neben all seinen Artgenossen zu bestimmen, sichtbar. In weiten Kreisen Deutschlands und in gewissen Frankreichs herrscht die Ansicht, dieser Film sei vor allem dazu geschaffen, ein deutsches Publikum an seine Schuld und seine Verantwortung zu erinnern. Solche und ähnliche Ueberlegungen waren es wohl auch, die anlässlich einer geschlossenen Vorführung des Films in einer westdeutschen Stadt zu einer Befragung des Publikums führten. Die von dem hervorragenden französischen Filmkritiker Jean de Baroncelli in der Pariser Tageszeitung «Le Monde» veröffentlichte Auswertung der Befragung zeigt, daß nur eine verschwindend geringe Zahl dem Film jegliche Bedeutung und Nützlichkeit absprach. Weitaus die Mehrzahl äußerte sich im Sinne einer Verbreitung des Filmes auf möglichst breiter Basis. Gewiß, dieser Film soll so verbreitet werden, daß jedermann — und zwar nicht nur in Deutschland — die Möglichkeit geboten ist, ihn sich anzusehen. Aber die Verwirklichung dieser Forderung bringt Schwierigkeiten mit sich. Paris zum Beispiel zeigt den Film in einem Studio-Kino in einem Programm von avantgardistischen, umstrittenen Kunst- und Dokumentarfilmen, so daß er in seiner Wirkung bedeutend geschwächt wird. Seine Kürze — er läuft eine halbe Stunde — macht ihn für das normale Programm eines Kinos mit Spielfilmen ungeeignet. Abgesehen von diesen rein praktischen Ueberlegungen scheint sich ein solcher Film auch schlecht mit den kommerziellen Interessen der Filmwirtschaft zu vertragen. Die beste Lösung hat bestimmt der «Evangelische Film-Beobachter» in München gefunden, als er in seiner Besprechung des Filmes vorschlug, den Film den Kirchen zur Verbreitung und geistigen Auswertung zu überlassen.